

# Aktuelle Debatten ums Gendern

Wer hätte gedacht, dass ein kleines Sternchen so einen Trubel verursachen kann? Die Diskussionen ums „Gendern“, also das Benutzen möglichst gendergerechter Sprache, sind seit einigen Jahren ein heißes Thema im politischen Diskurs. Aber ist der Gedanke, den das Gendersternchen heutzutage symbolisiert, wirklich ein so neues Phänomen? Prof. Dr. Carolin Müller Spitzer, Leiterin des Projekts Empirische Genderlinguistik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, war bei OSQAR im Webinar zu Gast und hat uns einen Einblick in die Geschichte und Zukunft der gendergerechten Sprache gegeben, um unsere jüngsten Debatten zu bereichern. Wir bedanken uns, ihren Vortrag als Vorlage für diese Ressource verwenden zu dürfen.

Grob gesagt hat Sprache zwei wesentliche Komponenten, eine **individuelle** und eine **kollektive**. Individuell drückt sich jeder Mensch über seine Sprache aus und stellt damit einen Teil seiner Identität dar. Kollektiv berufen wir uns auf Gemeinsamkeiten (*Common Ground*), damit Kommunikation funktioniert. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Diskussionen um gesellschaftliche Themen wie Rassismus, Sexismus und Diskriminierung allgemein stark verändert. Diese Veränderungen wirken sich auch auf die Sprache aus. Wir verzichten zunehmend auf Worte, die als diskriminierend wahrgenommen werden, z.B. aufgrund der Hautfarbe oder ethnischen Herkunft einer Person. Die Forderung nach geschlechtergerechter Sprache entsteht also aus dem Bedürfnis, alle Menschen – unabhängig von ihrem Geschlecht – respektvoll zu behandeln.

Wenn man vom „Gendern“ spricht, muss man zunächst klären, worum es überhaupt geht. Für eine ausführliche Übersicht kannst du unsere Ressource [Das Einmaleins der gendergerechten Sprache](#) lesen, hier ist eine kurze Zusammenfassung.

- *Generisches Maskulinum*: Wenn man das generische Maskulinum verwendet, benutzt man die (grammatikalisch) männliche Form von Worten, um alle Menschen

zu beschreiben. Man sagt also z.B. „die Schüler spielen auf dem Schulhof“ oder „die Studenten treffen sich im Park“. Dabei ist nicht immer eindeutig geklärt, ob es sich ausschließlich um männliche Personen handelt oder ob das generische Maskulinum gemeint ist.

- *Binäres Gendern*: Statt beispielsweise „die Schüler“ zu sagen, kann man auch „die Schülerinnen und Schüler“ sagen, also explizit sowohl die männliche als auch die weibliche Form nennen. Im geschriebenen Deutsch kann man auch das sogenannte „Binnen-I“ verwenden (mehr dazu später) und die beiden Formen zu „SchülerInnen“ abkürzen. Beim binären Gendern werden also explizit männliche und weibliche Personen angesprochen – aber das bedeutet, dass nicht-binäre Personen *nicht* angesprochen werden.
- *Geschlechtsneutrale Sprache*: In manchen Fällen lassen sich geschlechtsspezifische Worte auch ganz vermeiden. So kann man zum Beispiel die geschlechtsneutralen Begriffe „Lehrkräfte“ oder „Studierende“ verwenden. Allerdings ist das nicht in allen Fällen möglich; für „Schülerinnen und Schüler“ gibt es beispielsweise keinen einfachen geschlechtsneutralen Begriff, sodass man auf Sätze oder ähnliche Begriffe ausweichen muss, z.B. „Unterrichtsteilnehmende“ oder „Kinder/Jugendliche, die die Schule besuchen“.
- *Gendern mit Sonderzeichen*: Zuletzt gibt es noch das Gendern mit Sonderzeichen – umgangssprachlich oft einfach „Gendern“ genannt. Hierbei verbindet man die männliche und weibliche Form (wo möglich) mit einem Sonderzeichen, z.B. dem Gender-Sternchen (\*), dem Gender-Doppelpunkt (:) oder der sogenannten Gender-Gap (␣). Man schreibt also dann „Schüler\*innen“ oder „Schüler:innen“. Ausgesprochen macht man meistens eine kurze Pause, sagt also „Schüler [kurze Pause] innen“. Die Idee ist, dass das Sonderzeichen bzw. die gesprochene Pause den Raum bietet, in dem sich Personen außerhalb der binären Geschlechter wiederfinden. Aber auch das Gendern mit Sonderzeichen hat seine Herausforderungen: wie gendert man z.B. „Juden und Jüdinnen“ oder „Bauern und Bäuerinnen“?



Ein bekanntes Beispiel für einen eher zufälligen Wandel in Richtung mehr Geschlechtergerechtigkeit ist das sogenannte Binnen-I. In den 1980er-Jahren nutzte Christoph Busch das Binnen-I (z.B. „HörerInnen“), weil es mit der Schreibmaschine einfacher war, als beide Geschlechter auszuschreiben. Busch benutzte diese Schreibweise ursprünglich als Kürzel, welches in der gedruckten Version z.B. als „Hörerinnen und Hörer“ erscheinen sollte. Sein Verleger mochte die Abkürzung aber so sehr, dass sie so gelassen wurde und über Zeit als Symbol für einen inklusiveren Sprachgebrauch haften blieb.

### **Der „Kampf um Worte“ im Deutschen Bundestag**

Ende der 1980er Jahre kam es im Bundestag zu einer intensiven Debatte über den Sprachgebrauch. Das Feministische Frauengesundheitszentrum Berlin wollte eine Anzeige schalten, in der der Begriff „Lesben“ verwendet wurde. Die Ablehnung dieser Anzeige durch die Deutsche Post–unter Berufung auf „gute Sitten“–führte zu einem Streit, der auch politisch ausgetragen wurde. Konservative Politiker bezeichneten Begriffe wie „Lesben“ als „Sprache der Gosse“ und forderten alternative, weniger provokante Bezeichnungen. Die Grünen, die sich für den die Verwendung der Begriffe Schwule und Lesben einsetzten, veränderten in dieser Sprachdebatte mehrmals ihre Taktik von Konfrontation bis zu subtilen Strategien, wie die Verwendung einer Selbstbezeichnung queerer Personen aus dem englischen 19. Jahrhundert in den Anträgen des Bundestages. So wurden aus Schwulen und Lesben Urininge und Urinden. Hier zeigt sich: Bei sprachlichen Veränderungen geht es nicht nur um Formulierungen, sondern auch um Macht und Werte in der Gesellschaft. Die Debatte um das Gendern, wie wir sie heute erleben, ist also nichts ganz Neues. Sprache und wer darüber bestimmen kann, wie gesprochen wird, ist ein fortwährender Konflikt.

### **Aktuelle Debatten ums Gendern**

Auch heute wird heftig über genderinklusive Sprache diskutiert. Auf der einen Seite gibt es Befürworter\*innen, die sagen, dass Sprache inklusiv sein muss, um alle Geschlechter angemessen zu repräsentieren. Sie argumentieren, dass die Sprache stän-

dig im Wandel ist und dass es normal ist, neue Formen zu verwenden, die unseren Werten entsprechen. So entstehen etwa Schreibweisen wie „Lehrer\*innen“ oder neutrale Bezeichnungen wie „Lehrkräfte“.

Auf der anderen Seite gibt es Menschen, die diese Veränderungen ablehnen. Von den Gegner\*innen des Genderns werden verschiedene Gegenargumente vorgetragen und um die genaue Dynamik der aktuellen Debatten zu verstehen, ist es sinnvoll, diese genauer anzusehen. Im Kern wird sich auf drei Argumente bezogen. Erstens mache Gendern die Sprache weniger verständlich. Hier ist anzumerken, dass die Deutsche Sprache viele komplexe grammatikalische Strukturen beinhaltet, z.B. indirekte Rede oder trennbare Verben. Dass sich die meisten nicht dafür einsetzen, diese Hürde in öffentlicher Sprache zu beseitigen, ist ein Indiz dafür, dass das Argument der Verständlichkeit oft nur ein Vorwand ist. Außerdem ist es noch nicht ausreichend erforscht, inwieweit verschiedene Formen des Genderns es erschweren, Deutsch als Fremdsprache oder Zweitsprache zu erlernen. Selbst wenn dies der Fall sei, muss man abwägen, ob Verständlichkeit wichtiger ist als die Akzeptanz, Respekt und Wertschätzung aller Menschen.

Zweitens wird immer wieder auf die Empfehlung des deutschen Rechtschreibrates verwiesen. Dieser rate vom Gendern mit Sonderzeichen ab. Dies stimmt allerdings nicht ganz, wenn man die Empfehlung genauer liest. Darin empfiehlt er zunächst explizit die Behandlung von Gendern im Schulunterricht. Er spricht sich zudem nicht eindeutig dafür aus, die Gendern mit Sonderzeichen als Rechtschreibfehler zu bewerten. Weitere Regelungen möchte der Rat noch nicht treffen, da er die Entwicklung der Gendersprache als noch im Fluss sehe ([Erläuterung des Rechtschreibrates](#)).

Als drittes Argument wird auf den Willen der Mehrheit verwiesen. Diese sei gegen das Gendern mit Sonderzeichen. Eine Studie des WDR vom Februar 2023 bestätigt dies. Darin sprachen sich 59% der Befragten gegen das Gendern mit Sonderzeichen aus ([WDR Studie](#)). Man sollte sich aber fragen, ob es in Sachen Inklusion und Toleranz nicht gerade wichtig ist, dass die Mehrheit bereit ist, auf die Bedürfnisse von Minderheiten

Rücksicht zu nehmen. In einer vielfältigen Gesellschaft sollte man tolerant genug sein, eine bestimmte Sprache zu akzeptieren, auch wenn man sie selbst nicht verwenden möchte. Die erwähnte Umfrage ist deshalb eher ein Aufruf zu mehr Toleranz als ein Zeichen dagegen.

### **Wer spricht für wen?**

Ein zentraler Punkt in der Diskussion um geschlechtergerechte Sprache ist die Frage, wer eigentlich das Sagen hat. Oft werden Entscheidungen darüber, welche Formen in offiziellen Dokumenten oder im Schulunterricht verwendet werden sollen, von politischen Institutionen oder Expert\*innen getroffen. Konstruktive Diskussionen müssen aber alle Stimmen anhören und berücksichtigen, anstatt lediglich Mehrheitsmeinungen zu folgen. Immer wieder wird in der Debatte auch für Andere gesprochen und sich auf deren Bedürfnisse berufen. Ein weit verbreitetes Argument gegen das Gendern ist, dass die Sprache dadurch schwerer verständlich wird für Menschen mit einer Sehbehinderung, da es das Vorlesen von Texten durch Screenreader erschwere. Doch der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband setzt sich klar für eine inklusive Sprache und das Recht auf eine selbstbestimmte Ansprache ein ([Erklärung des DBSV](#)). Es scheint also nicht immer darum zu gehen, sich tatsächlich für Minderheiten einzusetzen, sondern manchmal wird diese Minderheit für politische Zwecke missbraucht.

### **Schluss**

Die Debatte ums Gendern zeigt, dass Sprache weit mehr ist als nur ein Mittel zur Verständigung. Sie spiegelt gesellschaftliche Werte, Machtverhältnisse und Identitäten wider. Wichtig ist und bleibt, Sprache als Machtinstrument zu verstehen, um auch die Debatten darum besser einordnen zu können. Zentral in der Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache sollte allerdings einfach der Respekt sein: Wie kann ich mich möglichst respektvoll ausdrücken? In all den hitzigen Gesprächen um Sprache sollte dieses Ziel nicht verloren gehen. Außerdem sollte die eigene Sprache auch bestmöglich das eigene Selbst ausdrücken. Hier dürfen wir uns nicht einschüchtern lassen, neue Wörter

und Grammatiken zu erfinden, wenn sie wichtig sind, um das eigene Selbst in Fülle zu kommunizieren.

# Quellen

Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS): [Rechtliche Einschätzung staatlicher "Genderverbote"](#)

GEW NRW: [Genderverbot: Eine Niederlage der Bürgerlichen Mitte?](#)